

Literatur des Auslandes.

N^o 83.

Berlin, Montag den 12. Juli

1841.

England.

Englisches Urtheil über Deutsche Musik- und Gesellschaftszustände.

Von Henry Chorley.^{*)}

Die Vorliebe für Musik und Schauspiel begegnet uns in Deutschland in allen möglichen Gestalten. So werde ich bei der Erinnerung an den reizenden Weg von Aachen nach Köln, wo sich am Horizont wie ein Gewölk das blaue Siebengebirge erhebt, um dem Wanderer die Nähe des Vater Rhein zu verkünden, stets auch an den ehrlichen, launigen Burschen denken, der mich im vorigen Oktober auf jener Straße als Postillon fuhr. Wir freuten uns um so mehr auf den munteren, höflichen und gewißten Menschen, da wir den Tag zuvor uns über Belgische Rohheit und Verstocktheit hatten ärgern müssen. Aus ganz anderem Stoff war unser Deutscher; gutmüthig, offen und verständig, machte er uns unterwegs auf alles Interessante aufmerksam, unter Anderem auch auf einen Wagen, dem wir begegneten, kurz vorher, ehe uns die Byzantinischen Thürme der St. Gervons- und der Apostel-Kirche zu Gesicht kamen. „Hierin“, sagte er, „war die Theater-Gesellschaft; die hat für mich“, setzte er hinzu, „großes Interesse.“ — „Ei, warum denn?“ war die natürliche Frage. — „Ja, ich spiele selbst, und gar nicht übel.“ — „Und was für Rollen?“ — „Gewöhnlich nehmen sie mich zum Herold, weil ich das Horn blasen kann.“

An demselben Abend, als wir den Rhein hinauffuhren, trafen wir in einem Individuum von noch strengem Beruf auf einen Kunstliebhaber. Es war ein Preussischer Feldwebel, eine prächtige Figur, sechs Fuß hoch und von stämmigem Wuchs, das Antlitz ausgeprägt gegen Wind und Wetter und mit dunklem Karmosin überzogen, was gegen die Weiße des Haars und des starken Schnurrbartis grell abfiel. Der Mann war ein echter Militär, gerade und reich an Sentenzen, wie Einer, der die Welt kennen gelernt. Er wollte von Köln zur Kirmeß nach Bonn, wo er in Quartier stand, und war mit aller Zärtlichkeit eines alten Kriegers, — denn die Soldaten sind immer große Kinderfreunde, — für ein kleines Mädchen besorgt, ein so niedliches Wesen, als ich jemals eines gesehen, die sich durch einen Platz in M—s Brieffle und durch ein paar gebakene Pflaumen zu einer Königin erheben fühlte. Vor zwanzig Jahren hatte dieser brave Mann Einem von unserer Gesellschaft Schwimmunterricht gegeben; das war nun eine große Freude, als Lehrer und Zögling sich wiedererkannten, die sich bis dahin nicht mehr gesehen hatten, und der Feldwebel begann seine ganzen Erlebnisse aus dieser Zwischenzeit zu erzählen. Es war keine gewöhnliche Soldatengeschichte; denn der Mann hatte allerlei Functionen zu versehen und war zu manchem Dienst gebraucht worden; unter Anderem gehörte er zu denen, die den peinlichen Auftrag hatten, den Erzbischof von Köln zu verhaften. Als der Prälat, so erzählte er, ihn eintreten sah, fragte er ihn bloß, ob er rauche, da er von seiner Kommission schon unterrichtet war. Auf die Bejahung dieser Frage antwortete der Erzbischof: „Nun, ich rauche auch; da werden wir uns also auf der Reise wohl vertragen.“

Wie der Alte einen von unserer Gesellschaft bei seinem Namen nennen hörte, rief er aus: „Ei, der große Pianist! Das freut mich unendlich, den zu sehen.“ Und nun zeigte es sich, daß der Feldwebel in der Musik seinen eigenen Geschmack hatte; er gab uns sein Urtheil über Rossini's Barbieri zum Besten, den er am Abend vorher in Köln gehört hatte, und der ihm nicht sehr gefiel. „Ich habe die Zeitungen immer fleißig gelesen“, sagte er, „um das Gute kennen zu lernen, und so glaube ich denn, mich jetzt ein wenig darauf zu verstehen.“ Die Kennerchaft des Feldwebels, wie das dramatische Talent und das Hornblasen des Postillons, mögen immerhin von sehr geringer artistischer Bedeutung seyn, aber der Kunstsinne einer Nation ist ein Aggregat von solchen Erscheinungen.

Berlin ist bekanntlich die Stadt der Kritik, man darf nicht sagen der Anmaßung, denn ein Zelter führte hier das Scepter im Reiche der Musik, eine Rabel war die Zierde der gesellschaftlichen Kreise, und Professoren wie Waagen sind mit der Obhut und Klassifizierung der Kunstwerke beauftragt. Wenn aber ein kritischer Geist von der Sichtung der Thatsachen und Grundsätze sich zur

Beurtheilung der Personen und Vorfälle herabversteigt, so pflegen Temperament und Wig dabei eben so sehr ins Spiel zu kommen, wie die Urtheilskraft. Die Einwohner sind so freundlich und zukommend gegen Fremde, der Ton ihrer Gesellschaften ist, obgleich er etwas ans Präzise streift, doch so erquicklich, so geistvoll ohne Prunk, daß ich nur wünschen kann, sie möchten liebreicher gegen einander selbst seyn. Bei einer Runde von Besuchen in Berlin ist es Einem, als tanzte man den Eiertanz, wo man bei jedem Schritte fürchten muß, eine Schale zu zerbrechen und einen Flecken zurückzulassen. Fragte ich mit natürlicher Theilnahme nach Frau von Arnim, die durch die Herausgabe ihrer Korrespondenz mit Goethe sich den Anspruch erworben hat, zu den ausgezeichneten Frauen ihres Vaterlandes gezählt zu werden, so beeilten sich ein Duzend Stimmen, mir zu versichern, ihre Briefe seyen nicht „Briefe eines Kindes“, und man griff sie mit Wassen an, die für Frauen die gebäßigsten sind, — mit dem Kalender in der Hand und mit Stadtgeschichten! Rühmte ich die gastfreundliche Aufmerksamkeit R. R.'s, so erhielt ich die abfällige Antwort: „Da gehen Sie hin! Ach, das ist ein hohler Zirkel.“ Erkundigte ich mich an einem Orte nach Mendelssohn's Musik, so schreckte mich ein trockenes: „Ja, er hatte als Knabe wohl Talent“, von einer zweiten Frage ab. Wünschte ich an einem anderen zu wissen, welches von Marschner's Werken am lieblichsten sey, so war die sichere Antwort: „Es wird hier gar keines aufgeführt“, und eben so sicher folgte darauf eine Geschichte von Rabalen und Zänkereien, die den Hörer nur ermüden konnte. Wollte ich an einem dritten Ort hören, was der Violinist Herr Leon de St. Lubin, der in Berlin anfällig ist oder war, außer einem Klavier-Trio in G-moll und einem Quintett für Streich-Instrumente, die mich nach seinen übrigen Compositionen begierig machten, sonst noch geschrieben habe, so erhielt ich zur Antwort, er habe, als er sich in Leipzig um die jetzt von meinem Freund David eingenommene und trefflich ausgefüllte Konzertmeister-Stelle beworben, aufs fürchterlichste selbgegriffen, und weiter nichts. Und wenn ich an einem vierten und letzten Ort eine natürliche Witzbegier in Betreff der späteren Opern Spontini's zeigte, die niemals über das Brandenburger Thor hinausgedrungen, wie z. B. „Nurmahal“ und „Agnes von Hohenhausen“, so war es, als zöge ich an der Schnur eines mit Bitterwasser gefüllten Gießbades, ein solcher Schauer von Ammenmährchen regnete auf mich herab, denen kein großer Dondichter hat entgehen können. Man erfreute mich mit dem Namen des eigentlichen Komponisten der „Befalin“ und erzählte mir, wie dessen Autorschaft unterdrückt worden.

In jedem Theater war ein eifriger Parteigänger für Die Löwe oder für Fräulein v. Jasmann. Hiervon hatte ich eines Abends einen merkwürdigen Beweis, als eine Deutsche Bearbeitung von Herold's Pré aux Cleres (der Zweikampf) gegeben wurde, worin die beiden rivalisirenden Gesangsköniginnen auftraten. Die Partitur — wie konnte freilich auch der Komponist so rücksichtslos seyn? — läßt sie ohne Pause dicht nach einander erscheinen. Zuerst kam die Jasmann, — ich bitte um Verzeihung, daß ich sie ohne Ceremonien nenne, — als Königin von Frankreich, in ein glänzendes Jagd-Kostüm von grünem Sammet gekleidet. Sie sang mit großer Anstrengung, und es war unverkennbar, daß die Französische Musik nicht im Bereich ihrer Fähigkeiten lag. Kaum hatte sie geendet und von der klassischen Partei ihre Beifalls-Salve empfangen, was nach dem so entschiedenen Unwerth ihrer Leistung fast verlegend war, so segelte die Löwe heran, in aller Pracht ihrer schönen Gestalt ihrer schelmischen, funkelnden, schwarzen Augen und ihres bezaubernden Lächelns, dazu aufs herrlichste kostümirte. Ehe sie den Mund öffnen konnte, welches, beiläufig gesagt, zuerst fast nie ohne einiges Detoniren geschieht, bewillkommte sie schon ein Beifalls-Sturm von Seiten der Französischen oder fashionablen Partei, und noch feuriger strahlten ihre Blicke, zu noch stolzerer Höhe erhob sich ihre Gestalt. Die Jasmann preßte ihre Hand ans Herz, suchte nach Luft, ward über und über roth, noch durch die Schminke, und wäre fast in Thränen ausgebrochen. Das Schluchzen, welches im Anlauf war, drängte sie zwar zurück, doch für den übrigen Abend war ihr Gesang kaum hörbar. „Hat man je solche Wuth gesehen?“ rief einer von den Anbetern der Löwe, dessen Sperrriß neben dem meinigen war; „es ist köstlich!“

Diese Theaterfehde war nicht die einzige öffentliche Scene der Art, die ich während meines kurzen Aufenthalts in Berlin erlebte; genug, es schien aus Allem hervorzugehen, daß die dortige artistische und gesellschaftliche Welt mit einem Neß von Coterie-Einflüssen,

^{*)} Aus dessen, in Nr. 81 des Magazins erwähnten Music and manners in France and Germany.

Parteilichkeiten, Krittelleien und Antipathieen umflochten ist, welches sich so weit ausdehnt und so tief wurzelt, daß selbst ein vorüberfliegender Zugvogel davon unangenehm berührt wird. Dieser Charakterzug ist auch nicht neu: „Musikalische Streitigkeiten“, sagt Burney, „sind in Berlin mit größerer Hitze und Erbitterung als irgendwo geführt worden; es giebt in der That mehr Rezensenten und Theoretiker in dieser Stadt als Praktiker, und dies hat wohl weder verfeinernd auf den Geschmack, noch befruchtend auf die Phantasie der ausübenden Künstler gewirkt.“ Ja, noch vor Burney's Besuch in Berlin schreibt Voltaire an Mad. Denis in demselben Briefe, der die Schönheiten des Opernhauses und die großartige Aufführung der „Iphigenia in Aulis“ rühmt: „Berlin ist ein kleines Paris. Es hat seine Verkleinerungssucht, seine Kläfferei, seine Autoren-Eifersucht und selbst seine Broschüren.“ Die Zeit mag die Verhältnisse vielleicht geändert haben, denn ich muß gestehen, daß eine ziemlich vertraute, dreijährige Bekanntschaft mit den Musik-Zirkeln der Französischen Hauptstadt mich nicht einen solchen Grad von artistischer Zwietsch und Gereiztheit wahrnehmen ließ, wie drei Wochen zufälliger und oberflächlicher Beobachtung in Berlin.

Jeder echte Musiker, der einen phantastischen Anflug in seinen Compositionen hat, — und welcher echte Musiker hätte den nicht? — wird sich gewiß für einen meiner Morgenbesuche interessieren, den ich der Frau Bettina v. A. abflattete, deren enthusiastischer und glänzender Unterhaltung ich eine Stunde lang zuzuhören das Glück hatte; — dieser Freundin so vieler Künstler, dieser Frau, deren Tagebücher und Briefe an Goethe die Welt mit dem poetischsten Gemälde beschenkt haben, welches sie je von dem Meister-Genius der Deutschen Musik, von dem begeisterten und rauhen Beethoven, erhalten hat. Wollte ich auch veröffentlichen, was im vertraulichen Privatgespräch zwischen uns vorkam, ich würde nicht im Stande seyn, ein genaues Bild von dieser Unterhaltung zu geben. Nie war mir ein so rascher, lebhafter, ewig wechselnder Fluß von Beredsamkeit, nicht einmal bei einer Frau, begegnet, nie eine solche Fülle von kerniger Sprache und treffender Schilderung, nie eine so kindliche und ungeschminkte Rationalität. Es war mir, als läse ich eine unterdrückte Seite aus ihren wunderbar poetischen „Briefen eines Kindes“; denn wenig berühmte Personen gleichen sich auf dem Papier und im persönlichen Umgange so sehr, wie die Berliner Dame und die Darstellerin von Beethoven's Schwärmerei für Goethe. Nie sah ich auch ein ausdrucksvolleres und frappanteres Antlitz, als das von Bettina. Es ist darin ein Anflug von Mignon und von Fenelon, eine gewisse zigeunerhafte Lebhaftigkeit und Brillanz, die der Hauch der Zeit nicht zu verwischen im Stande ist. Die hellbraunen Augen sind immer noch so tief, so sanft und so durchdringend wie damals, wo sie die gute Frau von Goethe an die Töne des Violoncell's erinnerten. Die kleine, wohlgebaute Gestalt ist noch so beweglich, ihre Gesten sind noch so leidenschaftlich wie in den Tagen, wo sie bei Aschaffenburg, als ihres Schwagers Kutsche umstürzte, in den Main sprang, um unter den anderen Schätzen der fortschwimmenden Schachteln den Beutel mit den Reichthümern zu retten, welche ihr Goethe in einer Gesellschaft bei Wieland zugeworfen hatte. Noch ungeschwächt glüht in ihr der Enthusiasmus, der ihr als Mädchen eine so lebhaftige Theilnahme für das Schicksal der armen Tyroler einflößt, und der sie, zur Frau herangereift, in den Stand setzte, sich der schwierigen und zarten Kunst des Modelleurs zu bemessen, um ein Monument zum Andenken ihres geliebten Freundes zu entwerfen, wie die imposante Zeichnung vor der Englischen Uebersetzung der „Briefe eines Kindes“ es zeigt.

Dieselbe Gluth der Ausdauer half ihr durch das Studium einer fremden Sprache, um ihre merkwürdige Uebersetzung von ihren eigenen Briefen zu Stande zu bringen, und wer gehört hätte, wie sie ihre Hoffnung und Furcht schilderte, das Abirren ihrer erfahreneren Freunde und die unerschütterliche Beharrlichkeit, mit der sie sich in das Chaos von Sachen und Personen und Idiom stürzte, um zu ihrem Ziel zu gelangen, — der würde vielleicht mit mir fühlen, daß, so inkorrekt und barock, ja zuweilen kaum verständlich das sogenannte Englisch auch ist, worin die „Briefe eines Kindes“ wiedergegeben sind, doch keine andere Uebersetzung dem Sinn und der Persönlichkeit der Verfasserin so volle Gerechtigkeit könnte widerfahren lassen. Für die große Menge würde das Buch durch keine Art von Uebersetzung genießbar zu machen seyn. Wenn aber daran liegt, in den Zusammenhang zwischen der Musik und der sichtbaren und unsichtbaren Welt einzudringen, — und ohne ein solches Bemühen wird Niemand die Deutsche Musik verstehen können, — der sollte doch ja diese „Briefe eines Kindes“ nicht verschmähen; gesetzt selbst, er könnte den darin enthaltenen lebhaften, seelenvollen Charaktergemälden und Abenteuern, die oft wahrhafte Feenmärchen sind, kein Interesse abgewinnen. Selten sind die zarten und fast unmerklichen Verwandtschaften, welche zwischen den Tönen und der Sinnenwelt obwalten, so trefflich wie an einigen Stellen dieses Buches zur Anschauung gebracht worden.

Nord = Amerika.

Neue Mittheilungen über Franklin.

(Fortsetzung.)

Franklin, der Frankreich nie geliebt hatte, wurde zu Unterhandlungen mit diesem Lande ausersehen. Es ist interessant zu sehen, wie er gegen Frankreich gesinnt war, das ihm einen Altar errichtete, das Piedestal seiner Statue mit Blumen schmückte, und wie wenig er die Sympathie theilte, die er den Hofleuten und den Modedamen einflößte. Gleich nach seiner Ankunft, am 4. Januar 1747, schrieb er seinen Amerikanischen Freunden: „Die Stimme der Nation ist für uns; der Hof möchte keinen Krieg mit England, aber er wird nach-

geben müssen.“ Dies ist der Ausdruck seiner Dankbarkeit und freundschaftlichen Gesinnung für Frankreich. Der Doktor hatte gute Geschäfte gemacht und lachte sich gewiß tüchtig ins Häuschen, wenn er sah, wie die Utopisten des Oeil-de-boeuf ihn mit aller Gewalt zu einem philosophischen Apostel der Gleichheit und Freiheit machten. Diese Täuschung der Franzosen giebt mehreren Stellen seiner Korrespondenz einen äußerst komischen Charakter. Während die Franzosen seine Amerikanische Einfachheit bewunderten, deutet er sie für seine Zwecke aus.

Uebrigens nimmt er gar keinen Anstand, die Franzosen eine Nation von Intriganten zu nennen, so lange er ihrer nicht bedarf. Er spricht in sehr loyalen Ausdrücken vom Könige von England als von seinem Könige und ist stolz darauf, ein Engländer zu seyn. Die ersten Eindrücke, welche Frankreich auf ihn macht, sind weder sehr lebhaft, noch sehr glänzend. Die Franzosen scheinen ihm höflich; weiter nichts. „In Versailles und Paris“, sagte er, „findet man eine merkwürdige Mischung von Prachtliebe und Nachlässigkeit; man vermischt hier keine Art der Eleganz, nur die der Reinlichkeit. Neben dem Palaste von Versailles, der Millionen gekostet hat, sieht man halb verfallene Mauern. Was die Schminke betrifft, meine theure Freundin, so ist dieselbe in diesem Lande sehr in der Mode. Wenn Sie beabsichtigen, den Pariser Damen zu gleichen, so befolgen Sie nur den Rath, den ich Ihnen ertheilen will. Vor Allem hüten Sie sich, der Natur nachzuahmen oder allmähliche Abstufungen anbringen zu wollen vom Hochrothe der Wangen bis zu den blässerem Theilen des Gesichts. Noch weniger darf man verschiedene Arten von Schminke gebrauchen, je nach der Gesichtsfarbe der Person, die sich derselben bedient. Ich habe noch nicht der Toilette einer Dame beiwohnen können, aber ich glaube, daß das folgende Verfahren Ihnen zur Erreichung Ihres Zweckes verhelfen wird. Schneiden Sie in ein Stück Papier ein rundes Loch von drei Zoll Durchmesser; legen Sie dasselbe auf Ihre Wange, so daß der obere Rand unter Ihrem Auge zu liegen kommt, tauchen Sie einen Pinsel in das schönste Hochroth und überstreichen Sie das Papier und das Loch. Wenn Sie das Papier wegnehmen, wird auf der Wange ein rother und runder Fleck zurückbleiben, der abscheulich aussieht, aber Mode ist.“

Sehr zu bedauern für das Studium von Franklin's Charakter ist der Verlust seines Tagebuches, von dem uns einige Bruchstücke aus dem Jahre 1784 über seinen Aufenthalt in Paris erhalten sind. In seiner vertrauten Korrespondenz eröffnet er sich nicht ganz. Er kennt zu gut den Werth eines Wortes und sagt nicht Alles, was er denkt. Die wenigen Seiten, die von seinem Journal übrig geblieben sind, enthalten dagegen sehr kostbare Enthüllungen, und man sieht schon die Tiger und Löwen der Französischen Revolution sich um ihn herum gruppieren: Chamfort, Mirabeau und sogar Marat. „Heute Morgen, am 13. Juli“, sagt er in seinem Journal, „bin ich von Herrn von Mirabeau und von Herrn Chamfort besucht worden, die mir ihre Uebersetzung des Amerikanischen Pamphlets von Aedanus Burke gegen den Orden oder die Gesellschaft des Cincinnatus vorgelesen haben. Diese Herren haben das Original weiter ausgeführt und in eine Satire gegen den Adel verwandelt.“

Andere Stellen des Journals geben eine sehr anschauliche Vorstellung von der damals in Frankreich herrschenden Aufregung. Wer irgend eine Theorie zur Umbildung des Menschengeschlechts ausgeheckt hatte, eilte nach Passy zu dem geistreichen Greise, der Jedem höflich anhörte und in sein Tagebuch die Erfindungen dieser Herren eintrug, um seine ironische Laune damit zu nähren. Einige Beispiele:

Sonnabend, den 11. Juli 1784.

Ein guter Abbe bringt mir ein dickeres Manuscript, welches den Plan einer allgemeinen Reform in der Gesetzgebung, dem Handel, den Sitten, der Industrie, der Regierung enthält; er hat Alles in seinem Studirzimmer ausgeheckt, ohne die Welt zu sehen. Ich habe ihm versprochen, das Zeug anzusehen, und er will am Donnerstage wiederkommen. Es ist wirklich merkwürdig, welche Menge von Gesetzgebern die Gefälligkeit hat, mir ihre Pläne zur Regierung der Welt, besonders aber der Vereinigten Staaten, zu bringen. Ich werde, ohne etwas auszulassen, alle Gespräche aufschreiben, die ich mit den berühmten Männern führen werde, welche mir die Ehre ihres Besuches erzeigen werden.

Elf Uhr Morgens.

Es ist ein Mann zu mir gekommen, der eine Maschine erfunden hat, welche sich ganz von selbst bewegt, ohne Hebekraft und ohne Räderkraft, ohne Anwendung der Luft, des Feuers oder Wassers. Er will mir sein Geheimniß für 200 Louis'or verkaufen. Ich habe ihm gesagt, daß ich Zweifel hege und seine Maschine sehen wolle.

Zwölf Uhr.

Ein Herr Coder macht mir den Vorschlag, 600 Mann auszuheben und mit Brand-Maketen auszurüsten, um die Dörfer an den Englischen, Schottischen und Irischen Küsten zu verwüsten. Das ist gewiß ein äußerst philanthropisches Mittel, da es dem Kriege ein Ende machen würde. Ich habe ihm geantwortet, daß ich zu diesem Zwecke kein Geld habe, und daß die Französische Regierung wohl nicht gestatten dürfte, daß ein Amerikaner Truppen in Frankreich aushebe.

Zwei Uhr.

Ein Mann nimmt meine Theilnahme für eine Erfindung in Anspruch, die, nach seiner Ansicht, das ganze System der Kriegführung ändern muß. Es kommt nur darauf an, einen Fusaren mit Waffen und Bagage so wie mit Mundvorrath für einen Tag so auszurüsten, daß man ihm seinen Stand nicht ansieht und ihn für einen gewöhnlichen Reisenden hält. Sechs- bis siebenhundert solcher Reisenden würden hinreichend seyn, eine Stadt zu erobern, ohne daß Jemand ihr Anrücken gewahr würde. Ich erwiderte ihm, daß ich nichts vom Kriege verstände. Dies Volk hat eine Fruchtbarkeit der Erfindung, welche

mich täglich in Verwunderung setzt und mir so viele Zeit raubt, daß ich alle Projektentmacher werde abweisen müssen.

Vier Uhr.

Man übergiebt mir ein Paket von einem „unbekannten Philosophen“, welcher eine Schrift über das Elementarfeuer so wie mehrere in der Camera obscura angestellte Experimente meiner Prüfung vorlegt. Das Werk ist in Englischer Sprache und ziemlich gut geschrieben, obgleich mit Französischen Wendungen durchwebt. Ich muß die Experimente sehen, um darüber zu urtheilen.

Der unbekannt Philosoph war Marat.

In Ermangelung des ganzen Tagebuchs ist die Korrespondenz Franklin's, die von Paris und Passy aus datirt ist, vom höchsten Interesse. Das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts nahm ihn mit abgöttischer Begeisterung auf; der schwarze Rock Franklin's wetteiferte mit dem kastanienbraunen Rocke Jean Jacques'; man war kindisch erfreut über die Einfachheit des Amerikanischen Gesandten, der weder Spitzen noch Stickerien trug. Die Salbalas der Marquisinnen rauschten vor Vergnügen, wenn sie an dem groben Tuche des Amerikanischen Bevollmächtigten vorbeistreiften. Es war eine wahre Kinderrei. Die schönen Herren und Damen bemerkten nicht, daß der Mann im schlichten Rocke Klüger war als sie Alle; daß der Drucker aus Philadelphia ihre Lächerlichkeiten ausbeutete, und daß seine milde Bescheidenheit die größte List war.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ein Schiffbruch während des Französischen Feldzugs in Aegypten.

Das Unglück, das die „Anemone“ betraf, gehörte zu den Ereignissen, welche die lebhafteste Theilnahme bei der ganzen Aegyptischen Armee erregten. Es war noch zu Anfange des Eroberungszuges, als Kleber, durch eine leichte Wunde in Alexandrien zurückgehalten, als Kommandant dieser Stadt fungirte. Das Aviso-Schiff, die „Anemone“, machte einen Theil der leichten Flotte aus, die zur Beförderung der Depeschen und zur Erhaltung der Communication zwischen Frankreich und Aegypten dienen sollte. Um die Mitte Juli's 1798 befanden sich nachfolgende Passagiere an Bord der „Anemone“: der später durch die Ereignisse von 1815 berühmt gewordene, damalige Adjutant Bonaparte's, Capitain Lavalette, der eben von einer vertrauten Mission bei Ali Pascha von Janina zurückgekehrt war; ferner der General-Adjutant Camin, die Offiziere Bessa und Devouges, endlich der Courier Le Simple. Der Kommandant des Aviso-Schiffes hieß Garibon. Die Ueberfahrt von Livorno nach Aegypten war glücklich; ungefähr einen Monat nach der Abreise befand man sich vor der sandigen Küstengegend, die sich westlich von Alexandrien ausbreitet. Es war in der Dämmerung gegen Abend, wo die Gegenstände umher nur undeutlich erschienen und man am Horizonte, in einiger Entfernung, ein Gebäude erblickte, in welchem der Capitain Garibon nach langer Beobachtung mit dem Fernrohre den Leuchthurm zu erkennen glaubte, der den Eingang zum Hafen von Alexandrien bezeichnet. Der Capitain hielt es für unvorsichtig, sich in der Dunkelheit durch die engen Durchfahrten zu wagen, und zog es daher vor, anzulegen und den nächsten Morgen abzuwarten. Erst an dem darauf folgenden Tage bemerkte man den begangenen Fehler. Das wahrgenommene Gebäude war der „Marabut-Thurm“ oder „Thurm der Araber“, und anstatt dicht vor Alexandrien, befand man sich noch zehn Stunden davon entfernt. Man spannte nun alle Segel aus, allein es war zu spät.

Seit ungefähr vierzehn Tagen hatten die Engländer eine Kreuzerflotte zur Beobachtung der Küste errichtet. Nelson hatte eben einige leichte Fregatten von seinem Geschwader, unter dem Befehle des Kommodore Hood, abgesandt, um die Blokade ins Werk zu setzen. Inzwischen steuerte die „Anemone“, die von dem unglücklichen Schiffsal der Französischen Flotte bei Abukir noch nichts erfahren, mit vollen Segeln vertrauensvoll auf den Hafen zu, als auf einmal zwei Kriegsbriggs, ohne Flagge, darauf losgingen, ihr die Durchfahrt abzuschneiden. Man konnte sich nicht mehr täuschen; es war der Feind: eine Kugel, die pfeifend in das Takelwerk fuhr, hatte eben auch die letzten Täuschungen vernichtet. Was war nunmehr zu thun? Das Aviso-Schiff hatte nicht mehr als zehn Kanonen, während die Englischen Schiffe deren sechzig zählten: es war unmöglich, hier einen Kampf zu wagen. Capitain Garibon benutzte den Umstand, daß sein Fahrzeug nur eine geringe Wassertiefe erforderte, um sich an der Küste zu halten und dem Gesefchte auszuweichen. Hierauf ließ er seinen Schiffsrath zusammentreten, um zu berathschlagen. Das Wesentlichste war, daß man dafür sorgte, die Depeschen in Sicherheit zu bringen. Zu diesem Zwecke ward ein kleines Boot betaschirt, das den Gouvernements-Courier nebst dem Adjutanten des Oberbefehlshabers ans Land setzte. Sodann ward beschloffen, anstatt sich den Engländern zu ergeben, lieber an der flachen Küste auf den Strand zu setzen. In der That wurde die „Anemone“ einige Augenblicke darauf auf eine Sandbank geworfen, wo die heftige Brandung sie alsbald zu Grunde zu richten begann. Kaum vermochten die von der Strandung überraschten Passagiere, ihr Leben zu retten. Man mußte sich, um das feste Land zu erreichen, auf den schwimmenden Schiffsräumen, den zerbrochenen Masten, Brettern u. s. w. forthelfen. Endlich war es dem vereinten Zusammenwirken der Seeleute und der aufopfernden Hingebung einiger Offiziere gelungen, ohne Verlust an Menschen die Küste zu erreichen.

Schon glaubte man sich gerettet, als die Gefahr eben erst beginnen sollte. Die Engländer, welche Zeugen des Unterganges des

Aviso-Schiffes gewesen waren, hatten allerdings wieder die Höhe des Meeres gewonnen, und so glaubte man ungehindert nach Alexandrien marschiren zu können, das nur sieben Stunden entfernt war. Auch wäre ein solcher Marsch auf jeder anderen Küste eine wahre Kleinigkeit gewesen; allein unsere Schiffbrüchigen befanden sich im Bereich der Libyschen Wüste, dem Gebiete der herumstreifenden Araberhorden. Kaum hatte sich die aus ungefähr vierzig Mann bestehende Französische Karavane längs des Gestades auf den Weg gemacht, als sie bei der Wendung um ein Gebüsch einen Trupp reitender, in weiße Burnus gekleideter und mit Lanzen bewaffneter Beduinen hervorsprengen sah. Das Aeußere derselben erschien wohlwollend, und die Zeichen, die sie gaben, hatten auch einen mehr freundlichen als drohenden Charakter. Indessen hielten sich unsere Schiffbrüchigen auf ihren Posten, und statt sich ins Innere hinauszuwagen, wohin man sie wohl locken wollte, zogen sie behutsam längs der Küste fort. Aber die Beduinen erhielten ihrerseits mit jedem Augenblicke neue Verstärkungen, unter denen sich auch einige Flintenträger befanden. Als sie endlich ihre Anzahl für hinreichend hielten, ließen sie auf einmal ein wildes Geschrei zum Ausbruche vernehmen. Unsere Schiffbrüchigen verloren, von dem Angriffe überrascht, alle Besonnenheit und ergriffen, indem sie das hinderliche Gepäc von sich warfen, die Flucht. Dieser Umstand hatte sie für den Augenblick aus der Gefahr gerettet. Beim Anblick der Beute waren die Araber instinktmäßig über dieselbe hergefallen und ließen von der Verfolgung ab, um sich unter einander die erste Frucht des Sieges streitig zu machen. So konnte denn unsere Karavane während einer ganzen Stunde längs des Gestades die Richtung nach Alexandrien verfolgen; allein bald entspann sich ein Zwist in ihrer Mitte. Ein Theil der Schiffbrüchigen hatte, sey es aus Müdigkeit, oder aus Furcht vor neuen Ueberfällen, den Vorschlag gemacht, sich den Engländern, die sich gerade dicht an der Küste befanden, zu ergeben. Ganz besonders waren die Seeleute zu diesem Entschlusse geneigt; die Passagiere hingegen, sowohl die vom Militair- als vom Civilstande, beharrten bei ihrem Vorsatze, ihren Marsch fortzusetzen. Es wurde lange Zeit darüber hin und her diskutiert, ohne daß man eins werden konnte; endlich kam die Trennung zu Stande. Capitain Garibon und seine Offiziere gaben Nothzeichen an das Englische Geschwader, das sogleich eine Schaluppe abschickte, um sie einzunehmen. Eine Stunde darauf befanden sie sich als Kriegsgefangene am Bord der Blokadeschiffe, wo sie mit vieler Rücksicht und Schonung behandelt wurden. Die übrigen Passagiere hingegen und die Mannschaft begaben sich, unter dem Kommando des Generals Camin, wieder auf den Weg über die Dünen, die sie von Alexandrien trennten.

Jene Trennung hatte traurige Folgen. Durch die Verringerung der Zahl der Schiffbrüchigen dreister gemacht, brachen die Araber plötzlich aus einem Hinterhalte hervor und umzingelten die von der Hitze und dem Marsch im Sande ermüdete, von Hunger und Durst gequälte kleine Karavane. Es waren hundert Reiter, die spornstreichs auf dieselbe lossprenkten und den Angriff eröffneten. Wildes Geschrei, Flintenschüsse und Lanzengeklirre begleiteten den plötzlichen Ueberfall. Jeder Widerstand wäre vergeblich gewesen; man versuchte es daher, den Feind nochmals durch das Mittel aufzuhalten, das vorher geglaubt war. — Die Offizier-Épaulettes waren für jene Räuberhaufen ein Gegenstand der Jagd; der General Camin warf daher seine Uniform ab, allein dies war ein vergebliches Opfer. Ein Beduinen-Scheich hatte ihn als den Befehlshaber erkannt und richtete, indem er geradezu auf ihn lossprenkte, den Lauf seiner Muskete gegen dessen Brust. Camin warf sich knieend zur Erde nieder und wandte mit Entschlossenheit die Waffe von sich ab. Allein der unverföhnliche Araber ließ sich nicht rühren, er zielte von neuem ganz in der Nähe auf ihn und streckte ihn im Sande nieder. Capitain Lavalette hatte auch seine Kleidung abgelegt und floh, fast nackt, indem er seine Pantalons in der Hand hielt. Aber von einer Kugel an der Schulter getroffen, stürzte er bald ohnmächtig nieder.

Dies war das Vorspiel zum nachfolgenden Gemehel. Die Lanze und die Pike verschonten nichts. Die Franzosen flohen in ihrer Verzweiflung nach allen Richtungen hin, und die Araber verfolgten sie mit dumpfem Geschrei. Es war ein schreckliches Schauspiel, eine wahre Schlachtbank. Zehn von den Schiffbrüchigen wurden getödtet oder gefährlich verwundet. Ihre Klagen zerrissen das Herz; die flache Sandküste wurde in ein Blutmeer umgewandelt, wo die unglücklichen Schlachtopfer im Todeskampfe rangen. Eine plötzliche Eingebung kam denjenigen, die noch am Leben waren; sie stürzten sich in die Fluthen und schwammen nach der Höhe des Meeres zu. Während ungefähr einer Stunde erhielten sie sich im Kampfe gegen die Brandung, die sie gegen die Küste trieb. Unter ihren Augen ward ein alter Schiff-Ansseher, der sich in einen Haufen von Seegras verflochten hatte, von jenen Raubmördern entdeckt und mit Säbelhieben in Stücke zerhauen. Da sie sich nicht darauf einlassen wollten, die Leute zu verfolgen, die das Meer dem Gemehel entzogen, so kamen sie auf den Einfall, diese als Zielscheiben zu benutzen und mit ihren Flinten auf sie zu feuern. Ein Passagier, der sich an der Seite des Adjutanten Devouges hielt, ward am Halse von einer Kugel getroffen und färbte die Fluthen mit seinem Blute; die Uebrigen entgingen den Flintenschüssen nur dadurch, daß sie im Augenblicke der Abfeuerung untertauchten. Die Araber schienen Vergnügen an dieser Uebung zu finden und brachen bei jedem glücklichen Schusse in ungeheures Gelächter aus. Nach dem Schau- und Trauerspiele folgte das Lustspiel.

Das Blutbad hörte endlich auf. In Folge einer unter einander gepflogenen Berathschlagung beschloffen die Sieger, sich damit zu begnügen, einige Gefangene zu machen, für welche sie ein bedeutendes Lösegeld zu erhalten hofften. Man gab alsbald Zeichen denen, die, gegen einen doppelten Feind ringend, sich mühsam auf den Flu-

then erhielten; man zog sie herbei durch ein Verfahren, das seltsam genug gegen dasjenige abfiel, welches man gegen ihre zu Lande zurückgebliebenen Gefährten ausübte. Es wurden Burnus unter die Schiffbrüchigen ausgeheilt, um sie gegen die heißen Sonnenstrahlen zu schützen; man stellte Pferde für die Verwundeten und begab sich mit ihnen auf den Weg. Auf diese Weise folgten siebzehn dem Gemetzel entgangene Franzosen den Beduinen nach. Bevor man indes den Marsch nach der Wüste antrat, wollte die Horde noch zuerst die Sandküste durchsuchen, an welcher die „Anemone“ gestrandet war, um die Güter zu sammeln, die das Meer ausgeworfen. In der That war das Gestade mit Kisten, Tonnen und allerlei Trümmern bedeckt. Welch ein Gewinn für die habgierigen Araber! Aber sie begnügten sich damit noch nicht; mehrere derselben schwammen nach dem Bruch des Avisoschiffes, um es zu durchsuchen. Unter den geborgenen Gegenständen befand sich ein Medizinkasten; das Raubgesindel öffnete ihn und stritt sich um den Besitz des Inhaltes. Man begriff leicht, welsch eine Wirkung die in solche Hände gerathenem Medikamente hervorbrachten. Einer der rohen Beduinen leerte eine Ricinusflasche fast bis auf den letzten Tropfen. Ein Anderer, der eine große Klystierpritze gefunden, gab sich viele Mühe, um zu entdecken, wozu dieselbe zu gebrauchen wäre. Anfangs legte er sie an den Mund und blies mit allen Kräften hinein; als er aber sah, daß das Instrument keinen Ton von sich gab, hielt er, in der Meinung, daß es eine Kriegswaffe sey, nichts für passender, als sie an seine Patrontasche anzubinden.

Als die Plünderung zu Ende war, nahmen die Beduinen ihren Weg wieder nach dem Lager, indem sie die Gefangenen vor sich hertrieben. Das Lager bestand aus hundert Hütten, welche mit Pfählen an den Boden befestigt und mit Ziegenhäuten bedeckt waren. Um diese Zelte sah man Hühner, Schweine und Hammel herumtreiben; das benachbarte Lager diente als Weide für das Zugvieh und die Kameele. Die Gefangenen wurden unter die einflussreichen Männer der Horde vertheilt.

Die Gefangenen wußten es zu bewirken, daß der Kommandant von Alexandrien von der Lage, in der sie sich befanden, benachrichtigt wurde. Ein Expresseur ward zu dem Ende abgeschickt. Kaum hatte nun Kleber erfahren, daß französische Offiziere in der Wüste festgehalten würden, so schickte er Türkische Agenten mit einem Geleitsbriefe ab. Die Araber machten unmäßige Forderungen und schienen den Gefangenen die Alternative zu stellen, daß diese entweder bewilligt oder sie dem Tode preisgegeben würden. Auf diese Weise hofften sie ihre Schlachtopfer selbst für den Abschluß des Handels zu gewinnen. Das schreckliche Spiel ging noch weiter. In dem Augenblicke, wo die Agenten das Geschäft aufs lebhafteste betrieben, versammelten sich die Häuptlinge des Stammes, hielten Rath, ließen darauf die Gefangenen zusammenreten und führten sie in ein entlegenes Thal ab. Die Rollen waren gut vertheilt; auf der einen Seite die Henkersknechte, auf der anderen die unglücklichen Schiffbrüchigen. Die Beduinen hatten ihre Flinten mit herbeigebracht; sie luden dieselben, vor den Augen der Franzosen, ganz langsam, der Eine nach dem Anderen, und zwar dies Alles unter Gebeten und Berwünschungen, indem sie den Propheten anriefen und den Horn des Himmels auf die Christen herabsieheten. Als diese Vorbereitungen zu Ende waren, ließen sie die Gefangenen in einer Linie aufstellen und fingen an, auf sie zu zielen. Mehrere Franzosen bestanden die Probe auf eine ehrenvolle Weise und bezeigten keine Furcht vor dem Tode; Andere aber warfen sich, von Schrecken ergriffen, zu Boden nieder und baten um Gnade. Die Beduinen antworteten hierauf durch ein ungeheures Gelächter. Ihre List war ihnen geglückt, der Handel ward abgeschlossen; man gab viertausend Piaster als Lösegeld für die Franzosen.

Noch an demselben Abend traten die siebzehn Gefangenen den Weg nach Alexandrien wieder an, wo sie an dem darauf folgenden Tage ankamen. Hierauf erfuhr man, daß die Beduinen, die sich so ungaslich und barbarisch benommen, zum Stamme der Hannades, einem der gewaltigsten in Libyen, gehörten. Bonaparte rächte sich an ihnen gewaltig, als er das Dromadaren-Corps errichtete, welches der Schrecken der Wüste wurde. Eine Schwadron dieser Reiter-schaaaren nahm den Hannades das Lösegeld wieder ab, das ihnen gezahlt worden war, und außerdem noch hundert Stück Vieh. Als der Stamm um Pardon (amman) bat, zeigte sich Bonaparte sehr hartnäckig. Er hatte bei dem traurigen Ereignisse einen vortrefflichen General verloren, und um diesen seinen Schmerz in ehrenvollem Andenken zu erhalten, gab er einem der Forts, mit denen er damals Kabira einschloß, den Namen das Fort Camin. (F. F.)

M a n n i g f a l t i g e s .

— Prinz Louis Napoleon als Geschichtschreiber. Aus den politischen Zeitungen wissen wir bereits, daß der auf der Citadelle von Ham sitzende Prinz Napoleon Louis Bonaparte eine historische Untersuchung mit einer geharnischten Borrede herausgegeben hat. Die Schrift heißt: „Fragments Historiques, 1688 et 1830“, und in der gedachten Borrede sagt der Verfasser: „Während man in Paris die sterblichen Ueberreste des Kaisers vergöttert, bin ich, sein Neffe, lebendig begraben in einem engen Gefängniß; aber ich lache über die Inkonsequenz der Menschen; die Erniedrigungen, denen man mich aussetzt, so wie die schlechte Behandlung, die mir zu Theil wird, schänden ihre Urheber mehr, als sie mich treffen. Gestählt durch einen inbrünstigen Glauben und durch ein reines Gewissen, finde ich mich voll Standhaftigkeit in mein Unglück, und getroste ich

mich der Gegenwart, indem ich die Zukunft meiner Feinde mit unauslöschlichen Buchstaben in der Geschichte aller Völker eingeschrieben sehe.“ — Zunächst hat der Verfasser diese unauslöschlichen Buchstaben, wie er schon durch den Titel seiner Schrift andeutet, in der Geschichte Englands vom Jahre 1688, in der „glorreichen (glorious) Revolution“ gefunden, die schon so häufig mit der Juli-Revolution verglichen worden, und zwar von Manchen, wie z. B. von Guizot, noch ehe diese selbst ausgebrochen war, weil aus dem ähnlichen Gange der Ereignisse von Karl I. bis auf Jakob II. auch auf einen französischen Wilhelm III. geschlossen werden konnte. Setzt man aber diese Analogie fort, so ist nicht wohl abzusehen, welchen Trost der Kaiserliche Prätendent für sich daraus entnehmen will. Denn nicht ein Sproß aus Oliver Cromwell's Familie, sondern die Nachfolge Wilhelm's und Mariens, wie sie, mit Ausschließung des Hauses Stuart, in kollateraler Linie sich ergab, herrscht heute auf dem Throne Großbritanniens. Richard Cromwell, Oliver's Sohn und Erbe, der, wenn er gewollt hätte, den Louis Napoleon Wilhelm's III. hätte spielen können, lebte um diese Zeit und starb unbeachtet in Montpellier. Aber der Neffe Napoleon's weiß allerdings einen großen Unterschied zwischen 1688 und 1830 herauszufinden. Er giebt zu, daß Ludwig XVI. mit Karl I., Napoleon mit Cromwell, Ludwig XVIII. mit Karl II. und Karl X. mit Jakob II. einige Aehnlichkeit gehabt, aber er leugnet die Aehnlichkeit Ludwig Philipp's mit Wilhelm III. Schon Cromwell, so behauptet er, sey dadurch von Napoleon verschieden, daß er nicht, wie dieser, durch die „freie Wahl“ des Volkes bestätigt worden und also ein bloßer Usurpator gewesen, dessen Macht nothwendig wieder habe verschwinden müssen. Wohl aber habe sich der Ausdruck dieses Volkswillens in den Ereignissen von 1688 manifestirt, und Wilhelm III. sey als der wahre Repräsentant desselben zu betrachten. Ludwig Philipp dagegen könne man weder als den Ausdruck der Juli-Revolution, noch, wie Napoleon, als den Fürsten der freien Volks-Wahl betrachten. Um die Unähnlichkeit noch deutlicher hervorzuheben, giebt unser neuer Plutarch in seiner Parallele ein recht ausgeführtes Portrait Wilhelm's III. — allerdings mehr, wie er sich ihm, als wie er uns in der Geschichte sich darstellt. Wilhelm war, nach Louis Napoleon, ein Monarch, der wenig sprach und sogar etwas trocken erschien; er regierte sein Land mit Offenheit und Vertrauen; statt seine Macht einem Aelterparlamente (assemblée générale) zu verdanken, welches nicht das Recht hatte, sie ihm zu verleihen, berief er einen National-Kongreß, der der freie Ausdruck des Volkswillens war; statt sich um die Unterstützung und das Wohlwollen auswärtiger Mächte zu bemühen, zerriß er die Verträge der Stuarts; statt die Sache der Protestanten auf dem Kontinent (hier ist zwischen den Zeilen zu lesen: „die Sache Polens“) aufzugeben, unterstützte er sie vielmehr mit den Waffen in der Hand. „Nehmen wir einmal an“, so fährt der Verfasser der „Napoleonischen Ideen“ fort, „Wilhelm hätte, ohne die Kränkungen zu rächen, die man dem britischen Heere angethan, in London ein sitzendes Heer gehalten, zahlreicher als die Truppen Jakob's II., um das Parlament dadurch einzuschüchtern, während er andererseits die Demüthigungen von Seiten des Auslandes (zwischen den Zeilen: „den Traktat vom 13. Juli“) sich gefallen ließ; nehmen wir ferner an, er hätte auf gleiche Weise die alten wie die neuen Interessen alle verletzt, er wäre den Männern, die ihn einst unterstützten, wie den Versprechungen, die er in seinem Manifest (zwischen den Zeilen: „Programm“) ertheilte, untreu geworden; er hätte, statt mit seinen Kammerlern in würdiger und offener Weise zu sprechen, nur an die Krämer-Gefinnung, an die Furcht vor der Anarchie appellirt, womit er zugleich die Verantwortlichkeit für tyrannische Handlungen früherer Regierungen übernommen, wie z. B. wenn er und sein Parlament den Justizmord Lord John Russell's und Sydney's (zwischen den Zeilen: „Marshall Key's“) gutgeheißenen hätten, statt das Andenken derselben, wie er that, wieder zu Ehren zu bringen; nehmen wir endlich an, er hätte, statt die Sache der Revolution von 1688 zu befestigen, sie verrathen, statt den Englischen Namen zu erheben, ihn erniedrigt, statt das Volk zu erleichtern, es mit Abgaben erdrückt, ohne den Ruhm, oder den Handel und die Industrie zu vermehren; er hätte die Freiheiten beschränkt, ohne auch nur die öffentliche Ordnung sicher zu stellen, — gewiß wäre dann eine neue Revolution zur dringenden Nothwendigkeit geworden.“ — Hier haben wir den Schlüssel des Geheimnisses; eine neue Revolution will der Verfasser der „historischen Fragmente“, und darum muß 1688 von 1830 so verschieden seyn. Aber wenn der Prinz Louis Napoleon die Geschichte dazu benutzen will, um eine neue Revolution herauf zu beschwören, so hätte er sie wenigstens genauer studiren sollen. Wilhelm III. war keinesweges bloß der Mann der freien Volkswahl; Jahre lang hatte er vielmehr, noch vor seiner Berufung auf den Thron, gegen seinen Schwiegervater, Jakob II., konspirirt und, was ihm wenig zur Ehre gereicht, laut gegen die legitime Geburt seines Schwagers, des Prinzen von Wales, protestirt. Und als er endlich auf dem Throne sich befand, wagte er es so wenig, sich als den reinen Ausdruck des Nationalwillens zu betrachten, daß er beständig von seiner Holländischen Garde umgeben war. Auch hatte er fortwährend mit der systematischen Opposition eines ihm nichts weniger als holden Parlamentes zu kämpfen. Und was übrigens seine Regierung der des Königs der Franzosen noch ähnlicher macht, als der gemeinliche revolutionaire Ursprung, ist der Umstand, daß auch das Leben Wilhelm's III. mehr als einmal von den Dolchen und Kugeln der Mordelüste bedroht war, denen er eben so wie Ludwig Philipp glücklich entgangen ist.